

# Der Fremde – Dein Schatten und Nächster

Manfred Köhnlein, Schwäbisch Gmünd

## Vorbemerkungen

*Gottes Volk kennt keine Fremden* – Es kennt sie wirklich nicht! Gottes Volk kennt nicht die Daseinsnot des rumänischen Zigeunervaters, der nicht mehr weiß, in welches Land er nach der Ablehnung seines Asylantrags weiterziehen soll. Gottes Volk weiß nichts von der sprachlosen Angst der in Sri Lanka von Sicherheitskräften geschändeten Tamilin, in Deutschland vor einem kühlen Verwaltungsrichter zu stehen. Gottes Volk in der Bundesrepublik fühlt nicht die Verfremdung des sensiblen Afrikaners, der auf der Straße vor der Asylkaserne die Blicke der Einheimischen wie Pfeile in den Augen spürt. Gottes Volk in seiner übergroßen Mehrheit geht in der Bundesrepublik genauso an den Fremden vorbei wie die anderen Zeitgenossen auch, in der ganzen „Kälte der bürgerlichen Subjektivität“ (Adorno).

*Gottes Volk kennt keine Fremden* – liebe Schwestern und Brüder, gewollt oder ungewollt ist Ihr Tagungsthema von einer bezeichnenden Ambivalenz. „Da ist nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier“, schreibt Paulus im Galaterbrief (3,28), „ihr seid allesamt einer in Christus Jesus“! Gottes Volk kennt nur Nächste, nur Mitgeschöpfe, wenn es nach dem Evangelium geht. Aber Gottes Volk murrte in den Kirchengemeinden genauso wie die Bürger in den kommunalen Versammlungen: „Macht die Grenzen dicht! Die Asylbewerber überfremden uns! Sie nehmen uns die Wohnungen und die Arbeitsplätze weg!“ Selten hat ein Schlagwort so scharf die Kluft zwischen christlicher Theorie und christlicher Praxis angesprochen, wie das Motto, das über dieser Tagung steht. Gottes Volk kennt wie fast alle Bürger keine Fremden, weil es privatistisch abgeschottet in seinen Häusern und hinter seinen Kirchenmauern lebt, aber nicht in die Sammellager der Verfemten und Isolierten geht. Von Jesus aber, dem Anfänger und Vollender des Glaubens (Hebr.12,2), wird beständig berichtet: „und er machte sich auf“, „und er ging hin und suchte das Verirrte“, „und er ging in ihren Städten und auf ihren Marktplätzen umher“ (Lk 1,35; Lk 15,4; Mt 9,35).

Gewiß gibt es einzelne couragierte Christen, die sich als Brückenbauer zu den ausländischen Flüchtlingen verstehen. Gewiß beschäftigen die Kirchen in der Fremdenszene ihre Krisenagenten. Kirchliche Sozialarbeiter halten in den Lagern ihre Betreuungsstunden ab. Kirchengemeinden nehmen das Thema Asyl als Programmpunkt in ihre Erwachsenenbildung auf. Theologen schreiben Aufsätze über die Würde des Fremden in der Alten Kirche und in der Heiligen Schrift. Die Kirchen behandeln die Fremden und die neue Fremdenfurcht

---

1 Ebenso Eph 2,19: „So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen.“



in der Bundesrepublik als gesellschaftlichen Problemstoff, aber sie empfinden sie meines Erachtens noch nicht existentiell als religiöse Herausforderung an die Glaubwürdigkeit der eigenen Wanderexistenz. Die Häuser der Christen öffnen sich für Fremde nicht weniger schwer als andere Bürgerhäuser. Nur sehr selten erreichen Asylbewerber in der Bundesrepublik den christlichen Familienschutz. Sie zappeln unter den Augen der Kirchen irgendwo verdinglicht am letzten Faden im sozialen Netz. Sie werden vom Staat in leere Kasernen oder in enge Container der Wohlstandsgesellschaft gesteckt. Die Asylantenhilfe ist für die Kirchen noch keine charismatische Aufgabe. Sie hat sie noch nicht in Beziehung zu Kreuz und Auferstehung gebracht. Ich habe noch kein eigenes, zeitgemäßes, kirchliches Rettungshaus für Asylbewerber, sowie die Rettungsanstalten von Johann Hinrich Wichern und Adolf Kolping im 19. Jahrhundert für die damaligen Opfer der Industriegesellschaft, gesehen. Ich habe noch von keinem klösterlichen Konvent gehört, der das Säen und Ernten auf seinen landwirtschaftlichen Feldern kurdischen oder kasachstanischen Familien anvertraut und mit ihnen das Brot gebrochen hätte am Refektoriumstisch. Noch haben die deutschen Kirchen die Chancen der Erneuerung nicht begriffen, die ihnen in dieser neuen Völkerwanderung angeboten sind.

Dabei ist das Parlament in der Asylproblematik trotz aller Gesetzesbasteleien mit seinen Möglichkeiten am Ende. Mehr als 30 Änderungen des Asylrechts haben in den letzten 20 Jahren in der Zuwanderungsfrage nichts gebracht. Nicht mehr die Politik ist gefragt, wieviel Visumbarrieren und Ablehnungsquoten sie noch aufbauen kann. Jetzt sind die großen meinungsbildenden Institutionen wie Kirchen, Gewerkschaften, Medien, Schulen etc. am Zuge, mit ihren Gliedern und Mitgliedern zu diskutieren, wie wir überhaupt mit den Fremden und dem Befremdlichen in uns umgehen. Die Administration und Politik können das Fremdenproblem nur noch weiter verrechtlichen und verbösern, lösen und vermenschlichen können sie es nicht.

Noch haben wir in diesen 90er Jahren eine gewisse Ruhe vor dem Sturm. Noch erreichen uns erst die Rinnsale und noch nicht die Flüchtlingsströme, die in einem dritten Jahrtausend vorstellbar sind. Noch sind die Staaten Osteuropas noch nicht alle zentrifugal auseinandergebrochen, noch sind aus dem Gärungskontinent Afrika erst die ersten Vorflüchtlinge da. Noch haben wir Zeit, eine neue Ökologie der Menschlichkeit zu lernen, ein haushälterisches Umgehen mit Landanspruch, Eigentum, Lebensstandard. Noch können wir freiwillig Türen öffnen, bevor man sie uns vielleicht gewaltsam eintreten wird. Noch können wir die Integration von Fremden positiv als eine Behebung des Mangels an Arbeitskräften, als Rentenversicherungsvorsorge, als eine Entwicklungshilfe an den Gefühlen der Deutschen und in Sonderheit als Impuls zur Identitätsstärkung der Christen verstehen. Dazu brauchen wir meines Erachtens vier Arbeitsmethoden: die rationale Aufklärung, die psychosoziale Analyse, die religiöse Motivation und das praktische anreizgebende Zeichen. Diese vier Aufgaben möchte ich heute gedanklich skizzieren. Wir müssen erstens das Klischee aufbrechen, in dem in der Bundesrepublik von den Fremden geredet wird. Wir sollten zweitens die irrationalen Ängste der Deutschen



seelsorgerlich verstehen. Wir dürfen drittens den Mut haben, die grenzüberschreitende Freiheit Christi wieder zu sehen und wir mögen viertens am Beispiel der eigenen Öffnung zeigen, welchen Gewinn der Umgang mit Fremden unserem eigenen Lebenssinn bringt.

### *1. Zur politischen Aufklärung über die sogenannte Asylantenflut*

Der Anteil der Ausländer an der Wohnbevölkerung in der Bundesrepublik ist seit Mitte der 70er Jahre tendenziell stabil. Wir rechnen zur Zeit etwa 6,8 ausländische Gastarbeiter, Kauflleute, Studenten auf 100 Einwohner der alten Bundesrepublik. Dazu kommen noch ca. 0,8 Asylbewerber, Asylberechtigte, Kontingent- und Toleranzflüchtlinge. Ein Fremdenanteil unter 10% ist für ein Land mit wenig natürlichen Grenzen im Herzen eines Kontinents normal. Zählen wir die fünf neuen Bundesländer hinzu, sinkt der Ausländeranteil in Deutschland sogar auf etwa 6%.<sup>2</sup> Gewiß kamen in den letzten Jahren noch rund 6,7% deutschstämmige Aussiedler aus den osteuropäischen Staaten hinzu. Aber nur der Mißgünstige empfindet diese neuesten Spätheimkehrer als Fremde. Es ist rechnerisch nicht einzusehen, daß gerade die Asylbewerber, diese mindeste Gruppe der Minderheiten, zur Lebensgefahr des deutschen Volkes hochstilisiert werden. Mit 4,5–6 qm Wohnanspruch pro Person, nehmen die Asylanten den Deutschen weder den Wohnraum weg, noch gefährden sie mit ihrer schlechten Vermittelbarkeit die deutschen Arbeitsplätze. Im Gegenteil! Es gibt genug heruntergewirtschafteten Wohnraum, der, für teures Geld vermietet, gerade für ausländische Flüchtlinge recht zu sein scheint. Die Führung der deutschen Wirtschaft berechnet einen Mangel von einer halben Million unqualifizierter Arbeitskräfte, die dringend einwandern sollten pro Jahr. Rund 20% der deutschen Bevölkerung werden demnächst im Rentenalter sein, während man sich nur noch 1,5 Geburten auf eine einheimische Frau erhofft. Demographisch kommt die Behauptung, die Bundesrepublik sei kein Einwanderungsland, einer Selbsttäuschung gleich. Gewiß stieg allein 1991 die Zahl der Asylanträge um ca. 25% an. Aber rund zwei Drittel der Asylsuchenden kamen 1991 aus dem kaputten Balkan und aus der pseudodemokratischen Türkei.<sup>3</sup> In den Balkan wurden ausgebrauchte Waffen der Bundeswehr und der Nationalen Volksarmee der alten DDR verkauft und in den kurdischen Bergen hat der NATO-Partner Türkei ganze Dörfer mit Napalm bombardiert. Asylzahlenanstiege sind kein Verhängnis. Sie kündigen sich lange zuvor durch internationale Verschuldenszusammenhänge an. Noch mehr als an Umweltkatastrophen liegen die Fluchtursachen beim ungerechten Welthandel, beim Zusammenbruch ideologischer Systeme, bei der verfehlten Stützung von Diktaturen und beim Rüstungsverkauf. Flüchtlingswellen melden sich immer rechtzeitig durch den Entzug von Menschenrechten in Krisengebieten an.

2 Vgl. Wolf-Dieter Bukow, *Politische Diakone als kirchliche Aufgabe?*, in: Zeitschrift für Diakonie 11, 1991, S. 2.

3 Laut Pressemitteilung des Innenministeriums Baden-Württemberg vom 13.1.1992



15–20 Millionen Menschen sind zur Zeit weltweit auf der Flucht. Davon erreichen nach einer Schätzung der UNO bestenfalls nur 3–5% die hochentwickelten Nationen der Westeuropäischen Union. Die meisten Flüchtlinge versanden in den armen angrenzenden Staaten ihrer fernen Heimatländer. Es vereinigt auch niemand die Asylstatistik durch die relativen Ruhejahre und die Abwanderungen.<sup>4</sup> Vermutlich bleibt von allen Flüchtlingen nur etwa die Hälfte länger als ein Jahr in der Bundesrepublik. Die Traumländer der Flüchtlinge sind Kanada, Schweden, die USA und vor allem ihr Heimatland, wenn es ihnen wieder Chancen zum Überleben läßt. Trotzdem verlangt das germanozentrische Weltbild der Deutschen die Legende, daß alle Welt auf deutschen Boden drängt. In Wahrheit steht die Bundesrepublik in Europa hinter Frankreich, England, Belgien und der Schweiz erst auf Platz fünf der Aufnahmetabelle. Wie kommt es dann zu dieser merkwürdigen Selbstbemitleidung der Deutschen?

Nach meiner Einschätzung ist das Asylthema politisch das kostloseste aller heißen Themen im Land. Darum wird es auch so leicht in die Mitte gerückt. Die geringfügige Sozialhilfe, von der die Flüchtlinge leben, fließt volkswirtschaftlich als Verbrauchsgeld unmittelbar in die Kassen der Lebensmittel- und Kleiderläden zurück. Was in der Bundesrepublik zur Debatte stehen müßte, wären ganz andere Themen, nämlich differenzierte Ideen zum ökologisch dringlichen Umbau der Industriegesellschaft. Wir warten umsonst auf eine Wende in der Energie-, Verkehrs-, Abfallpolitik. Die Pflegereform kommt nicht voran. In den Städten ist der Mietwohnungsmarkt nah am Konkurs. Die Hochtechnologisierung der Arbeitsformen vernichtet traditionelle Arbeitsplätze. Jüngere Arbeitnehmer, die wirtschaftlich noch nicht genug Fuß gefaßt haben, und ältere Arbeitnehmer, die nicht mehr umlernen können, haben Arbeitsplatzangst. Zwischen den Industrie- und den Sozialberufen klafft die Lohnschere so kraß auseinander, daß es zu neuen Klassegegensätzen kommt. Ein nicht geringer Teil der Bevölkerung driftet ab an die Grenze einer neuen Armut. Aber keine Partei weiß, woher sie die Rezepte und die Milliarden für die schwer durchsetzbaren Reformen hernehmen soll, ohne irgendwelche Wählerprozentage zu verprellen. Die Wähler sind mehr und mehr befremdet von der Kompliziertheit und Unanschaulichkeit der Politik, die ihr Leben, ohne daß sie wirklich mitentscheiden dürfen, bestimmt. Aber das Gesicht des fremden Einwanderers wenigstens meinen sie zu kennen. Auf ihn projizieren sie alles Dumpfe, das sie befremdet. Vom Nichtdahergehören und Sicheindrängen meint selbst der Stammtischbruder kraft natürlichen Menschenverstandes genug zu verstehen. Um Fremde als Schuldige zu verdächtigen, bedarf es keiner differenzierten Reflexion. Das Asylthema ist der letzte noch personalisierbare Rest an Alltagspolitik im undurchsichtigen Gewirr der internationalen Instanzen-, Gremien- und Konzernpolitik. Darin besteht seine gefährliche Ablenkungs- und Alibifunktion. „Die Asylanten nehmen uns die

4 Vgl. ZAR aktuell, vierteljährlicher Informationsdienst der Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik Nr. 3/1991 vom 11. 11. 1991, S. 1



Wohnungen weg!“ steht in Leserbriefen. Dabei ist der deutsche Mittelstand selber an der Verknappung des Wohnangebotes schuld. In den letzten 20 Jahren hat sich die Wohnfläche pro Kopf der Bevölkerung bei etwa gleichbleibender Einwohnerzahl nahezu verdoppelt. Die Mittel- und Oberschichten im Volk horten mit extrem großen Wohnungen, mit Zweitwohnungen und leerstehenden Einliegerwohnungen einen privatisierten Wohnraumschatz.<sup>5</sup> Die Auflösung der Mehrgenerationsfamilien in Kleinfamilien und der Zerbruch der Kleinfamilien in alleinerziehende Familienteile und das Fürsichselberwohnen von Singles steigern den Wohnwettbewerb. Aber den Ausländern wird die Schuld an der Misere zugeschrieben. Dabei ist zumindest der Asylant unter ihnen auf dem Wohnungsmarkt eine Nullfigur. So leben wir in der Bundesrepublik heute eher mit einem massiven Mißbrauch des Asylthemas als mit einem massenhaften Mißbrauch des Asyls.

Neben der Kostenlosigkeit des Themas ist es die Weltanschauung des Dualismus, die die Debatte um die Asylpolitik bestimmt. Immer wieder wird der Begriff der Abschreckung ins Spiel gebracht. Der Aufenthalt der Flüchtlinge, die schon gekommen sind, wird so gestaltet, daß er andere Flüchtlinge, die noch kommen könnten, davon abhält, ausgerechnet zu uns zu fliehen. In den 80er Jahren hat die Asylpolitik auf ein fünfjähriges Arbeitsverbot für nicht anerkannte Flüchtlinge gesetzt. Die Asylbewerber saßen jahrelang scheinbar faulenzend herum. Sie verloren den Tagesrhythmus, ihre Persönlichkeiten zerfielen. Nicht wenige griffen zu den Tranquilizern Nikotin, Drogen, Alkohol. Trotzdem kamen immer mehr Asylsuchende in die Bundesrepublik. Die Unterstellung, daß Menschen nur, um ihre wirtschaftliche Situation zu verbessern, ihre Heimat verlassen, funktionierte nicht. Im Januar 1991 wurde das Arbeitsverbot lautlos in ein Arbeitsgebot umverfügt. Wer seitdem als nur geduldeter Flüchtling arbeitslos bleibt und längere Zeit Sozialhilfe beansprucht, schafft sich unter Umständen einen Ausweisungsgrund. Dabei sind es gar nicht die großen Gesetze, die das Flüchtlingsdasein so erschweren, sondern die kleinen Verwaltungsvorschriften. Nach dem Arbeitsförderungsgesetz sollen die Arbeitsämter im allgemeinen einen freistehenden Arbeitsplatz in den ersten zehn Vermittlungsversuchen an deutsche Arbeitssuchende vergeben, in den nächsten rund zehn Versuchen an EWG-Angehörige und erst dann an Sonstige wie etwa den Asylant. Gottes Volk kennt wirklich nicht die Daseinsnot der Fremden. Die Theorie der Abschreckung wurde mit der generellen Arbeitserlaubnis noch nicht aufgegeben. Ein auf sechs Wochen begrenztes Asylverfahrensabwicklungsmodell soll seit 1. Juli '92 den meisten Flüchtlingen den erschluchten Aufenthalt in der Bundesrepublik vergällen.

Seit Kriegsende hat der Begriff der Sicherheit unser ganzes Leben beherrscht. Der Westen und der Osten meinten, sich voreinander durch eine überdimensionierte Hochrüstung schützen zu müssen. Die Welt war für jede Seite klar in „Kinder des Lichts“ und in „Kinder der Finsternis“ eingeteilt. Ein solches hartnäckiges dualistisches Weltbild kann nicht über Nacht durch die bloße Ab-

---

5 Vgl. Wolf-Dieter BUKOW, a.a.O. S. 5



schaffung eines Eisernen Vorhangs ein für allemal aufgehoben werden. Die Abschreckungstheorie wurde bewußt-unbewußt aus der Militärpolitik in die Flüchtlingspolitik umgeklappt. Es geht jetzt eben in der Asylfrage um Landesverteidigung. Was früher die Kommunisten waren, sind heute die Fremden. Das Vorurteil Wirtschaftsasyllant wird wie eine Abwehrrakete eingesetzt. Wir, die wir in der Bundesrepublik alle Politik durch den Faktor Wirtschaft definieren, bestreiten den Flüchtlingen, daß wirtschaftliche Verelendung ein politischer Asylgrund sei. Was für ein Widerspruch! Aber am weltgeschichtlichen Horizont dämmern weltweite Verteilungskämpfe. Der Niedergang der Mauer hat uns das Ost-West-Wirtschaftsgefälle erst recht bewußt gemacht. Jahrelang haben wir vom Osten die Freizügigkeit von Menschen, Meinungen und Informationen gefordert. Jetzt erschrecken wir über unsere verbale Gastfreundschaft. Fürchteten wir früher, die stalinistische Allmacht könnte über uns kommen, so haben wir heute vor der Ohnmacht der östlichen Massen Angst. Die Abweisung der mit Menschentrauben behangenen albanischen Schiffe in Bari 1991 war ein Symbol dafür.

Nicht die realen, sondern die fiktiven Flüchtlinge machen Angst. Wie können wir besetzt halten, was wir besitzen? Wie zementieren wir angesichts drohender Veränderungen in einem dritten Jahrtausend den Status quo? Unsere demokratische Selbstachtung verbietet es, eine neue Mauer an der Oder-Neiße-Grenze zu errichten. Also bauen wir sie wenigstens mental in den Köpfen auf! Spitze Vorurteile umzäunen uns wie Stacheldraht: „Deutschland ist doch nicht die Sozialstation der ganzen Welt!“ Seit Jahrhunderten haben die Deutschen eine merkwürdige Einkreisungs- und Verschwörungsfurcht. „Die Asyllanten sind unser Unglück!“ schreien Graffiti von den Betonwänden, auch wenn die Zahl der Asyllanten noch nicht einmal ein Prozent der Bevölkerung erreicht. Der Vergleich ist nur schwer erträglich, aber auch die „Juden waren unser Unglück!“ Sie waren propagandistisch instrumentalisierbar, auch wenn ihre Zahl zu keinem Zeitpunkt der deutschen Geschichte mehr als 0,9% der Bevölkerung betrug. Wehret den Anfängen! Die Angst vor den Schwachen ist potentiell nicht schwächer als die Angst vor den Starken, zumal die Aggressivität gegen Schwache noch mehr Schuldgefühle als der Kampf gegen Starke weckt.

## *2. Die Fremdenfurcht als psychosozialer Schatten*

„Der Antisemitismus ist das Gerücht über den Juden“, hat Theodor W. Adorno 1945 in seinen „*Minima moralia*“ gesagt.<sup>6</sup> Meines Erachtens läßt sich diese Formel auch auf die neue deutsche Xenophobie übertragen: „Die Fremdenfurcht ist das Gerücht vom Asyllant.“ Sie ist sozialpsychologisch der untergründige Schatten, der in der Bundesrepublik zur Anima des Wohlstands gehört.

---

6 *Minima moralia*, Frankfurt 1951, 141



Damit ein Gerücht überhaupt entstehen kann, muß das Objekt, auf das es sich bezieht, außer Sichtweite gerückt werden und ins Hörensagen verblasen. Das besorgen die Wahlrede und die Sammelunterkunft. Der Asylant ist in der Wahlrede nur ein Zweckmittel zur politischen Standpunktserklärung. Der Asylant hinter der Lagermauer ist ein Vorbeihuscher, dessen Gesicht sich anonymisiert zum Fremdenstereotyp. Wenn Photojournalisten Sammelager aufnehmen, rücken sie meist Schwarzafrikaner oder Zigeuner ins Bild, auch wenn diese Männer oder Familien nur scheu am Rand standen. Das Dunkle fasziniert und erregt. 1991 kamen keine 10% der Asylbewerber aus dunkelhäutigen Völkern, aber Umfragen unter den Bundesbürgern ergaben, daß der „Asylant“ überwiegend als dunkelhäutig, rollenhaarig, männlich, nichtchristlich, arbeitsscheu und drogenhandelnd vorgestellt wird. Zur Ungepflegtheit der Massenlager paßt das Dunkle des Typs. „Könnte man nicht wenigstens die Straßenbeleuchtung verstärken?“ fragen Bürger, wenn irgendwo eine neue Sammelunterkunft angekündigt wird. Das Gerücht vom „dunklen Asylant“ hat es so leicht, weil die Asylbewerber aus so vielen höchst unvergleichbaren Nationen stammen. Sie können gar kein einheitliches Bild abgeben, so daß ein fiktives Raster an sie herangetragen werden muß. Den Asylanten kann es gar nicht geben, so wie es den Jud auch nicht gab, sondern nur die vielen äußerst verschiedenen jüdischen Menschen. Aber je rechtlich herabgesetzter und sozial wehrloser ein Subjekt ist, desto mehr eignet es sich zum Sündenbock. Die Situation wird dann explosiv, wenn die Verschwörungstheorie „Alle Welt drängt zu uns!“ und das Gerücht „Der Asylant ist dunkel!“ sich vereinigen zur Faustformel „Alles Dunkle will zu uns!“ Diese Faustformel hat 1991 zu den Brandanschlägen von Hoyerswerda und anderswo geführt.

Als die Täter von Hoyerswerda gegen die Asylbewerber vorgingen, fühlten sie sich im Recht. Sie wollten nur eine Bedrohung von Deutschland abwenden. Der politische Jargon „Wirtschaftsasylant“ hatte die Asylbewerber so gezeichnet, daß ihnen Böses unterstellt werden mußte. Wirtschaftsasyllanten können ja nur Schmarotzer sein. Die frustrierten Rechtsradikalen waren selber Opfer, Opfer der gesamtdeutschen Vereinigungsverunsicherung, Opfer von Familienkonflikten, Opfer einer seelenlosen urbanen Betonwohnwelt. Ihre Aggression galt eigentlich den Autoritäten Staat, Eltern, Lehrer, Lehrmeister, Polizei. Sie hatten in allem versagt: bei Schulabschlüssen, in Sozialbeziehungen, in jeder Lebensordnung schlechthin. Sie hatten alle Erwartungen der Leistungsgesellschaft enttäuscht. Aber sie hatten noch ein Merkmal, mit dem sie noch dazugehörten und das ihnen niemand absprechen konnte, weil sie es leistungslos besaßen seit ihrer Geburt, nämlich das Deutschsein, die richtige Staatsangehörigkeit. Indem sie ihr Deutschsein gegen die Fremden einsetzten, demonstrierten sie der Gesellschaft vermeintlich ihre Rechtschaffenheit. Soziale Opfer sind selten in der Lage, die Ursachen ihres Elends zutreffend zu entdecken,<sup>7</sup> zumal die Instanzen, denen eigentlich ihre Wut gilt, Staat, Polizei,

<sup>7</sup> Vgl. OTTO FENICHEL, *Elemente einer psychoanalytischen Theorie des Antisemitismus*, in: Detlev CLAUSSEN, *Vom Judenhaß zum Antisemitismus*, 2. Aufl. Darmstadt 1988, 216f.



Vorgesetzte usw., im Grunde unangreifbar sind. So reißen die frustrierten Jugendlichen ein Stück Obrigkeit an sich, indem sie selber im Namen der Gesellschaft gegen die fremden Eindringlinge vorgehen. Damit toben sie ihre Neigung zum Aufruhr aus, bleiben aber doch scheinbar konform mit dem Recht. Die Opfer der Leistungsgesellschaft opfern die Opfer des Weltelends. Diese Situationsverfälschung gelingt natürlich nur, wenn der Staat sich selber zuvor von den Angegriffenen abgesetzt hat. Dadurch, daß sich der Staat am Gerücht vom Wirtschaftsschmarotzer beteiligt, hat er in den Augen der Rechtsradikalen ihr Tun legitimiert. Zum ersten Mal glauben sie, mit einer objektiven gesellschaftlichen Wahrheit im Bunde, also stark zu sein. Kein Wunder, daß sie kein Schuldbewußtsein haben, wenn der Staat sie dann später für diese Tat bestraft. Gesellschaftliche Opfer ernennen sich selbst zu Hohenpriestern und bestimmen die Sündenböcke. In der Bibel hat die Sündenbockpraxis einen wesentlich anderen Sinn. In Leviticus 16 nimmt der Hohepriester einen reinen, weißen Albinbock und keinen stigmatisierten schwarzen. Er stützt seine Arme auf die Hörner des makellosen Bocks und läßt ihm symbolisch alle unbewußten Sünden auf und jagt ihn in die Wüste, damit Israel das Unbewußte loswerde und neu anfangen mit Recht und Gerechtigkeit. Der biblische Sündenbock ist unschuldig, nicht schuldig. Er wird am Versöhnungstag verjagt, nicht am Tag des Pogroms. Die radikalen Fremdegegner fühlen sich im Recht, während es in Israel um das Bekenntnis des unbewußten Unrechts ging. Die Fremdenfeinde heute behaupten, vernünftig zu handeln, und bestreiten, daß sich bei ihnen eine unbewußte Aggressionsabladung vollzieht.

Aber Schattenhaftes hat bei uns das ganze Volk in der Seele, nicht nur einige Randalierer. Wir alle haben Verdrängtes in uns, von dem wir heimlich fürchten, daß es mit Macht wiederkehrt. Warum stößt sich die große Volksmehrheit an den Asylbewerbern, obwohl sie ihr weder den Platz wegnehmen, noch die Ressourcen gefährden? Warum durchschauen die Bürger nicht schärfer, welche ungeheuerere Ablenkungsfunktion der Asylstreit zwischen den Parteien hat? Indem es um die fremden Flüchtlinge geht, geht es in Wahrheit um uns als den Seßhaften. Der Fremdling ist zumindest das Negativ unseres Eigenporträts. Wir spiegeln uns in den Flüchtlingen, indem wir die unbewältigten Schatten unserer Vergangenheit wie unserer Gegenwart auf ihre Gesichter projizieren. Die Flüchtlinge stören uns, weil sie eine Lebenserfahrung verkörpern, von der wir annehmen, daß sie ausgestanden sei. Die fremden Elendsgestalten erinnern uns an frühere Hunger-, Kriegs- und Leidensjahre, die aus dem Gesichtskreis unserer Wohlstandsgesellschaft, die aus dem Fortschrittsglauben lebt, längst verbannt worden sind. Nicht so sehr die Jugendlichen aus der Rockerszene radikalieren in der Bundesrepublik die Asyldebatte. Es sind die ehrbaren Älteren, die Sechzig- und Siebzigjährigen, die ehemaligen Jugendlichen von 1945, die heute manchmal so rabiat ausländerfeindlich eingestellt sind. Oft waren sie selbst Heimatvertriebene, die vermeintlich wahren Flüchtlinge der ersten Stunde, die nach ihrem Selbstverständnis nicht in ein fremdes Land eindringen, sondern heimkehrten in ihr Vaterland. Sie denken, sie hätten sich heute zur Ruhe gesetzt. Und nun aktualisieren ihnen die neuen



Flüchtlinge durch ihre bloße Erscheinung die nur mühsam vernarbten Wunden der Vergangenheit. Die Asylbewerber personifizieren die Unheimlichkeit des Archaischen, das vielleicht doch wiederkehrt und vor dem keiner sicher ist. Die Bürger haben ihr Lebtag gearbeitet, nur um wieder Güter zusammenzubringen. Und nun empfinden sie sich plötzlich nicht mehr als die Gesicherten, sondern nur noch als die Verschonten, unverdient begünstigt durch zufälliges Glück. Auch die Jüngeren in unserem Volk, die noch keine biographischen Narben haben, werden durch das pure Kommen des Flüchtlings daran erinnert, daß der Wohlversorgte seinen Genuß vielleicht doch nur auf Kosten von Unglücklichen hat. Der Flüchtling verkörpert still den peinlichen Vorwurf, daß es Waffenhandel, Ausbeutung, Weltungerechtigkeit gibt, die von uns durch wirtschaftliche Verästelungen mitverschuldet werden. Der Flüchtling macht uns als die Guten vor uns selber fragwürdig dunkel. Darum muß er aus den Augen, damit er aus dem Sinn kommt. Wir ertragen nicht so sehr seine Zahl, sondern seinen Anblick nicht. Gerade weil wir scheinbar so sehr im Frieden leben, erklären wir dem Störenfried Flüchtling den Heiligen Krieg.

Wir leben in den westlichen Industriegesellschaften im Modus des Habens, so hat es der Sozialpsychologe Erich Fromm in seinem Werk „Haben oder Sein“ definiert.<sup>8</sup> Unser Dasein besteht im Erwerben, Besitzen, Verwalten, Vermehren von Gütern. Das Zentralsymbol dieser Mentalität ist das eigene Haus. Aber genau das Haus ist unsere größte Differenz zum unbehausten Flüchtling. Darum bleibt es in der Bundesrepublik abgeschlossen gegen ihn. Der Flüchtling ist als der Heimatlose der Unheimliche und als der Unheimliche der Hauslose und als der Hauslose der Habenichts und als der Habenichts wahrscheinlich der Taugenichts, sonst hätte er was. Als Habenichts, fürchten wir, will uns der Flüchtling nur an die Güter, aber damit will er uns ans Leben, weil für viele Einheimische die Existenz nur aus Gütern besteht. Darum muß die Zugbrücke zur Festung Europa hochgezogen werden. So sind die Asylanten nicht so sehr aufgrund ihrer Zahl ein Schrecken, sondern weil sie Zeugen, Bürgen, Propheten des Unheils sind. Nicht der wirkliche Fremde selbst, sondern unser Bild vom Fremden, bringt uns in eine solche verängstigte Unsicherheit. Darum müssen wir, wenn wir die Fremden als unsere Nächsten annehmen sollen, eher unsere Einstellung zu ihnen ändern, als ihren Zustrom drosseln. Damit der Flüchtling bei uns zur Ruhe kommen kann, müssen wir wieder lernen, existentiell auf die Wanderschaft zu gehen. Wir dürfen uns der eigenen Gesellschaft ein Stück weit entfremden, Bastionen verlassen. Hilfen dazu finden wir aber nicht nur im aufgeklärten Verstand. Die persönliche Annahme des Fremden ist über den Willensentschluß hinaus ein ans ganze Leben gehender Weg. Wir brauchen Leitbilder, Vorbilder, Fußstapfen, die uns Wegspuren vorauslaufen. Ich finde sie als Christ zeichenhaft angelegt im Lebenslauf des Jesus von Nazareth, meines Herrn und Bruders, wie er zum Beispiel aufgezeichnet worden ist im Grundriß des Markusevangeliums.

---

8 Erich FROMM, *Haben oder Sein*, Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft, Stuttgart 1976, bes. S. 73 ff.



### 3. Der religiöse Blick auf den offenen Himmel

Es begann mit dem Ruf des Predigers Johannes: „In der Wüste bereitet den Weg des HERRN!“ (Mk1,3). In der Wüste hat Mose das alte Gottesvolk gesammelt. Die Wüste, die Diaspora, das Leben im Aufbruch, die Wanderschaft, nicht das Land Kanaan, nicht die Sesshaftigkeit, sind der Geburtsort Israels. Der erste Ehrentitel der Israeliten war das ägyptische Schmähwort Habiru, Hebräer, zu deutsch: Fremde von drüben, Grenzgänger, Halbnomaden, Wirtschaftsasylant. Johannes ruft ihre späten Nachfahren wieder heraus aus den Städten. Er schickt sie am Jordan noch einmal durchs Wasser wie damals am Schilfmeer beim Exodus. „Tut Buße! Kehrt um! Lebt verändert! Jetzt ist die Zeit der Entscheidung!“ (Mt 3,2). Die Menschen um Johannes brauchen den Aufbruch, denn im Volk herrscht eine depressive Stimmung. „Durch die Welt geht ein Verhängnis!“ (4. Esra 4). „Wir leben in einer morbiden, dekadenten Zeit!“ (aeth Hen 48). Fremdlinge wie die Römer und die Herodianer sind ins Land eingedrungen. Gott Jahwe schweigt und hat sich weit hinter alle Himmel zurückgezogen. Die Priesterkaste und der Schriftgelehrtenstand verwalten seine Hinterlassenschaft. Kein Theologe hat mehr direkte Visionen. Selbst Johannes droht in seiner Predigt nur mit dem Untergang. „Die Axt ist den Bäumen schon an die Wurzel gelegt!“ (Mt 3,10). Da gesellt sich unter seine Hörer auch der junge Mann Jesus von Nazareth. Er steigt ins Wasser, wie die andern auch, aber er sieht den Himmel offen. Er sieht den Geist, Gottes schöpferische Kraft, wie eine Taube herabkommen direkt auf sich. Die Taube ist das Symbol des Friedens (Mt 10,16) und zugleich das Opfertier der Armen (Lk 2,24), weil Schalom, der Frieden, im Zulassen der Armen zu mehr Gerechtigkeit besteht. Der Himmel spannt sich über alle und der offene Himmel geht über allen auf. Jesu Berufungsvision hat von Anfang an eine universelle, Grenzen und Fesseln sprengende Tendenz. In der religiösen Tiefe seines Herzens hatte Jesus nach meiner Vermutung das Gefühl einer plötzlichen Entgrenzung, einer Entspannung, die über alle Gruppierungen hinweg geht. Und er hört die Stimme von oben „Du bist mein geliebter Sohn!“ Jesus fühlt Gott ganz nahe. Er weiß sich unendlich angenommen und geliebt. Das war die religiöse Umkehrung aller Werte, völlig gegenläufig zur Zeit. Der ferne Jahwe über den Wolken wird zum intimen Abba.

Jesus bleibt dann 40 Tage und Nächte lang, eine ganze Heilszeit, in der Wüste (1,13), im Moratorium, in der Meditation. Nach Mt 4 sagt er in einer Auseinandersetzung mit dem Satanischen in der Wüste den drei großen Menschheitssünden, dem Materialismus („laß diese Steine zu Brot werden!“), dem Narzißmus („laß dich vor allen vom Tempel herab!“) und dem Imperialismus („ich zeige dir alle Reiche der Welt!“) ab. Er macht sein Herz groß und weit und widersteht grundsätzlich dem Egoismen, wie Luther sagt: der Einkrümmung auf sich selbst. Dann geht Jesus nach Galiläa zu seinen Mitbürgern und lebt und lehrt die Konsequenzen seiner Vision und Audition. „Das Reich, die Zuwendung Gottes ist ganz nahe, glaubt an das Evangelium!“ (1,15). So wie er sich als Sohn angenommen weiß, adoptiert er die Kranken. Zum Gichtbrüchi-



gen, der ihm in Kapernaum von oben her vor die Füße gelegt wird, sagt er wie der Vater aus dem offenen Himmel: „Mein Sohn!“ (2,5) Der unreinen blutflüssigen Frau, die verstohlen von hinten kommen muß, gibt er in aller Öffentlichkeit mit dem Zuspruch „Meine Tochter!“ Ehrenschatz (5,23). Darüber hinaus gründet er in seinem Jüngerkreis eine eigene geistige Familie, die familia Dei. Er ruft nicht die zu sich, die schon immer zueinander paßten, sondern „welche er wollte“, wie es heißt (3,13). Er kombiniert die einfachen Wurfnetzfischer Simon und Andreas mit den Fischfangunternehmersöhnen Johannes und Jakobus, den kollaborativen Zöllner Matthäus mit dem subversiven Widerständler Judas Ischarioth (1,16–20). Er heilt gegen alle Heiligungsvorschriften mitten am Sabbat in der Synagoge den Krüppel mit der verdorrten Hand (3,1–6) und er rührt ohne Rücksicht auf die Reinheitsgesetze einen Aussätzigen an (1,41). Überall setzt Jesus seine Lebenskräfte und seinen Glauben an den offenen Himmel ein gegen die Dogmen der Unberührbarkeit und Unverträglichkeit. „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen“ (2,27). Überall, wo er Schicksale entscheidet, hält er sich an das Generalkriterium der befreienden Liebe. „Nicht was von außen in den Menschen hineingeht, sondern was (von innen) aus dem Menschen herausgeht, das verunreinigt den Menschen“ (7,15).

Die Menschen sind nicht von Natur aus kategorisiert in Reine und Unreine, sondern es ist eine Frage, wie unser Herz sie sieht. Immer wieder kommt es in den Therapiegeschichten Jesu zu einer Vertauschung der Fronten. Die Kranken enthüllen sich als die Gesunden und die Gesunden als die Kranken. So hat der Bettler in der Synagoge zwar eine verdorrte Hand, aber die Gemeindeglieder, die ihn verdrängen wollen, haben ein verstocktes Herz (3,3–5). Immer wieder hält Jesus die Sklerokardia, die Herzensverkalkung oder das Tuffsteinherz, wie er bildkräftig sagt (10,5), für die eigentliche Krankheit seiner Zeit. Er erfährt in vielen Begegnungen mit seinen Mitmenschen, daß es leichter ist, Naturgesetze zu brechen, als ein gesellschaftliches Vorurteil. Trotzdem ist er seinen Kreuzweg gegangen und hat seine Berufung gelebt. Seiner Vision des offenen Himmels entsprach sein Bewußtsein der erweiterten Erde. Früh geht er über die Landesgrenzen in den berühmtesten Libanon und in die verpönte Dekapolis. Er betritt die Häuser der schlechtangesehenen Zöllner und er wäre auch bereit gewesen, in die Kaserne des römischen Zenturio von Kapernaum zu gehen (Mt 8,5). Von Anfang seiner Sendung an ist das neue Volk Gottes um Jesus die multinationale und multikulturelle Gesellschaft. Der Durchbruch zu allen Völkergruppen und Zungen war nicht erst an Pfingsten da. „Und es folgte ihm nach eine große Menge aus Galiläa, aus Idumäa, von jenseits des Jordans und aus der Umgebung von Tyrus und Sidon“ (3,7 f.). Bei der Speisung der 5000 setzt Jesus die Menschen nicht nach Gruppen und Rassen, sondern in völlig neuer Arithmetik zu fünfzig und hundert ins Gras. So mußten allein schon aus rechnerischen Gründen Menschen sich zusammensetzen, die sich sonst nicht tolerierten. Und als Jesus beim Brotbrechen zum offenen Himmel aufsaß und die Lebensmittel verdankte, blieben noch 12 Körbe übrig, Brot in Fülle für ein weiteres Gottesvolk.



Jesus von Nazareth war ein familiärer Prediger, aber er hatte einen außerordentlich besitzkritischen und familienkritischen Zug. „Wahrlich, ich sage euch: Es ist niemand, der Haus oder Brüder oder Schwestern oder Mutter oder Vater oder Kinder oder Äcker verläßt um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der nicht hundertfach empfangt jetzt in dieser Zeit Häuser und Brüder und Schwestern und Mütter und Kinder und Äcker mitten unter Verfolgungen...“ (10,29f.). Jetzt in dieser Zeit empfangen die Kirchen nicht Flüchtlingsströme und Asylantenquoten, sondern konkret Väter, Mütter, Kinder aus allen Richtungen des offenen Himmels, vorausgesetzt, daß sie zuvor Ängste, Vorurteile und Lebensstile der einheimischen Bevölkerung ein Stück weit verlassen haben, wieder Salz und Licht und nicht nur Spiegel und Echo der bundesdeutschen Gesellschaft geworden sind. Jesus von Nazareth zumindest konnte nicht mehr unterscheiden zwischen Nächsten und Übernächsten. Die Bedürftigkeit eines Menschen, nicht dessen Herkunft war das Kriterium, nach dem er half. Als ihn seine leiblichen Verwandten heimholen wollten, antwortete er mit einem Schulterzucken: „Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder?... Die den Willen Gottes tun“ (3,31–35). Wer sein Haus und seinen Acker nicht auch einmal zurückläßt, hat kein Gefühl für die Angst des Flüchtlings, der in der Nacht durchs Niemandsland ging. Wer verflüssigt lebt, hat wieder freie Kapazitäten. Es ist Zeit, daß wir in den Kirchen wieder das wandernde Gottesvolk predigen, das Provisorische dieses Lebens, nach dem Verwandte, Häuser und Berufe hilfreiche Gaben, aber keine unverzichtbaren Glückseligkeiten sind.

Aber Jesus konnte auch seine Kräfte schonen. Er kannte zu den Menschen und den Dingen Nähe und Distanz. „Und sie brachten zu ihm alle Kranken“, er aber heilte nur „viele“, heißt es bei Markus mit einem feinen Unterschied (1,32 + 34). Wer allen Elenden pausenlos helfen will, vergißt nur den Menschen in sich selbst. Jesus betrieb offensichtlich seine Krankenheilungen und Sünderfreundschaften nicht auf Kosten der eigenen Entwicklung. Nächsten- und Fremdenliebe verträgt sich nicht mit Leistungszwang. „Und er ging weiter“, „er fuhr hinüber“, „er entzog sich der Menge“, „er entwich“, „am Morgen, noch vor Tage, ging er an einen einsamen Platz“. Immer wieder zieht sich Jesus in ein Haus, auf einen Berg, über den See zurück. Wer nicht mehr aus Mattigkeit und Erschöpfung zum offenen Himmel aufschaut, dem bleibt auch die Erde nicht mehr grenzenlos weit. Darum ist es äußerst fragwürdig, die Kirchengemeinden nur mit imperativischen Appellen zu bedrängen: „Was ihr nicht getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir auch nicht getan“ (25,45). Nächsten- und Fremdenliebe brauchen Freiheit, Einfühlungskraft, Spontaneität. Wenn ein Helfer erschöpft ist, tritt er besser wieder zurück ins Bürgerglied. Nicht jede Zurückhaltung oder Angst unserer Mitbürger gegenüber Fremden ist schon als solche egoistische Apathie. Viele Mitbürgerinnen und Mitbürger sind erschöpft vom Streß des Arbeitslebens. Sie können sich den Fremden nicht mehr selbstverständlich öffnen, denn sie haben an Maschinen und Computern die Elementarformen der spontanen zwischenmenschlichen Kommunikation verlernt.



Eine Schlüsselszene im Leben Jesu ist seine Begegnung mit der syrophönizischen Frau. Matthäus (15,21–28) schildert sie noch spannungsreicher, als Markus es tut (7,24–30). In dieser Geschichte drückt sich biblisch das bekannte Helfersyndrom aus. Jesus hat sich in Galiläa den Menschenmassen und den schwersten Einzelfällen gestellt. Jetzt „entweicht“ er in die südlibanesische Gegend von Tyrus und Sidon zur Rekreation. Da kommt eine Frau und schreit: „Sohn Davids, erbarme dich meiner! Meine Tochter wird von einem unsauberen Geist geplagt. Er aber antwortet ihr kein Wort...“, sowie bei uns die Bürger die Flüchtlinge meiden. Es wird zunächst kein Motiv für diese Verweigerung Jesu erzählt. Spürt er über der Grenze seine Grenzen? Ist es irgendwann mit der Nächstenliebe aus und genug? Sofort greifen seine Jünger wohlmeinend zu seinem Selbstschutz ein: „Schick sie weg!“ Verweis die Person an das Sozialamt! Wer dem Teufel den kleinen Finger reicht, dem nimmt er die ganze Hand! Aber dann begründet Jesus sein Schweigen: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt!“ Sind also doch nur die Volksgenossen, die Verwandten, die Mitchristen die Nächsten? Ist der deutschstämmige Aussiedler in der Flüchtlingshilfe dem fremdländischen Asylbewerber vorzuziehen? Jesus äußert sich auch an dieser Stelle eigentlich nicht nationalistisch. Er nennt seine Landsleute nicht die Herrenrasse, sondern äußerst provokant „verlorene Schafe“. Er sieht zu viel Hilflosigkeit im eigenen Volk. So gibt es in der Bundesrepublik die Altenpflege, die Kindergärten, die Behindertenheime, die Suchtkrankenhilfe, Bund für Natur und Umwelt, amnesty international, Brot für die Welt. „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter“ (Mt 9,37). Verausgaben die Kirchen ihre diakonische Kräfte nicht schon genug? Die Helfer können doch nicht einfach die alte Klientel stehen lassen und sich einer neuen zuwenden. „Es ist nicht recht, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde“; bricht es aus Jesus gegenüber dieser neuesten Bittstellerin heraus. Die Juden drückten zur Zeit Jesu ihre Abneigung gegen unreine Ausländer mit dem Schimpfwort „Ihr Hunde!“ aus. Wie kann Jesus nach all seinen befreienden Taten und Worten so in das Bürgerverhalten zurückfallen? Aber räumt andererseits ein einzelner Helfer durch eine gelegentliche Tat der grenzüberschreitenden Liebe jahrhundertealte Vorurteile zwischen den Völkern aus? Wenn er so ohne weiteres der fremden Frau Hilfe gewährt, gerät er dann nicht zusammen mit ihr in die Passion? Die syrophönizischen Landsleute werden es der Frau übelnehmen, daß sie sich an einen jüdischen Rabbi hängte, und die Galiläer werden es Jesus nicht verzeihen, daß er sich von einer Heidin berühren ließ. So sitzen die Helfer immer zwischen allen Stühlen, den einen helfen sie zu viel und den andern immer noch nicht genug.

Überraschenderweise geht in dieser Jesusgeschichte die Lösung des Konflikts von der hilfeschendenden Frau selber aus. „Ja, Herr! Aber doch fressen die Hunde von den Brotresten, die vom Tisch ihrer Herren fallen“ (15,27). In dieser Entgegnung drückt die Mutter des fremden, kranken Kindes alles aus: eine letzte Demut, eine letzte Würde, eine letzte Hoffnung, eine letzte Verzweiflung, so wie immer Flüchtlingsgesichter ein ganzes Lesebuch seelischer Re-



gungen sind. Die Frau will ja gar keine Einheimische, gar keine Gleichberechtigte werden. Sie will nur herauskommen aus dem momentanen Elendsdruck. Sie sucht nur eine erste Hilfe zur Selbsthilfe: Restbrocken, Konsumabfälle, Wohlstandsmüll. An den restlichen Brotfladenstücken reinigten sich damals die gesättigten Esser wie mit Servietten die Finger. Dann warfen sie die Brotstücke zu den Hunden unter den Tisch. Die Frau traut Jesus noch mehr Kraftreserven zu, als er sich selbst: „Du hast noch viel mehr Energien, als du glaubst!“ Sie reißt ihm den Himmel wieder auf oberhalb seines Zustands der Erschöpfung. Das hat ihn wohl überwältigt, beschämt und beglückt. „Frau, dein Vertrauen ist groß! Dir geschehe, wie du willst!“ Jesus hat zu seiner eigenen Überraschung diese fremde Frau als eine Stütze seines Glaubens, seiner Visionen und Auditionen, eigentlich als eine Art Lehrmeisterin erkannt. Mit ihrer verzweifelten Hilfe konnte er wieder zu seiner Berufung stehen. Weitere Heilungen, Grenzübertritte, Adoptionen folgten nach, bis sie ihm dann endgültig den Prozeß machten, weil er zu oft um der Liebe willen über aller Ordnungen hinwegging. Sind wir bereit mit Ihm zu lernen, der einerseits der Vollender, aber manchmal auch nur wie wir der Anfänger im Glauben war (Hebr. 12,2)? Er verkörpert uns den offenen Himmel von Gott Abba – er hat aber auch unsere Ängste und Erschöpfungen gekannt. Aus seiner Begegnung mit der libanesischen Frau halten wir unseren bundesdeutschen Mitbürgerinnen und Mitbürgern entgegen: Die Fremden, die Asylsuchenden kommen vielleicht zu uns getrieben von Dämonien, aber sie selber sind keine Dämonen, sondern Geschwister der Familie des HERRN.

#### *4. Die Asylantenhilfe als Zeichen vor Ort*

An meinem Lebensort Schwäbisch Gmünd sind wir vor sieben Jahren aufgebrochen mit dem Gefühl „Durch die Welt geht ein Verhängnis! Kehrt um! Lebt verändert! Die Zeit der Entscheidung ist da!“ Schwäbisch Gmünd ist eine große Kleinstadt mit ca. 58 000 Einwohnern, einerseits berühmt durch ihr Gold- und Silbergewerbe, andererseits durch das Mutlanger Raketendepot. In Gmünd haben wir 1985 die freie Bürgerinitiative *Gmünder Asylantenhilfe* gegründet, einen überkonfessionellen, überparteilichen Arbeitskreis. Ca. 25–30 Frauen, Männer, Jugendliche gehen in der Stadt umher und stellen sich den ausländischen Flüchtlingen. Es fing mit der Erfahrung von Entfremdung und Ohnmacht an. Wir standen so lange in Menschenketten und Mahnwachen vor den Mutlanger Raketen, bis wir begriffen, daß Frieden nicht nur die Wegwünschung von Waffen, sondern auch das solidarische Leben mit Kriegsflüchtlingen ist. Wir entdeckten in der eigenen Stadt die libanesischen Frauen, die aus Beirut mit ihren Kindern vor dem Flakbeschuß geflohen, und den persischen Studenten, der dem Iran-Irak-Krieg entwichen war. Wir besuchten die ersten Sammelunterkünfte, die an den Stadträndern entstanden und sprachen ohne jede offizielle Legitimation die Asylbewerber als Mitbürger an. Wir lasen Sorgen aus Gesichtern, übersetzten unverständliche Briefe von Behörden. Wir tauschten menschliche Nähe und Adressen aus. Die Achtung vor der Würde



des Andern, das Staunen über das Bild Gottes im Fremden brauchen kein Esperanto. Ein gemeinsamer Tee, ein vorsichtiges Lächeln treiben auch bei größter kultureller Entfernung die sprachlosen Geister aus.

Bevor wir gaben, teilten wir erst mit den Flüchtlingen das Wenige, das sie noch hatten, damit kein würdeloses Gefälle entstand. Eigentlich besuchten nicht wir sie, sondern sie empfingen uns. Wir setzten uns in ihr Zimmer, an ihren Tisch, auch wenn die Stockbetten kaum Raum ließen und die Hygiene in der Gemeinschaftsküche nicht sichtbar war. Die Flüchtlingshilfe muß mit der Umkehrung der Verhältnisse beginnen. Der Flüchtling ist der Lehrende und der Einheimische der Lehrling. Nicht „Was wollen die bei uns!“, sondern „Dürfen wir zu euch?“ Der Heimatlose ist dem Seßhaften existentiell weit voraus. Nur wenn Würde zugelassen wird, kommt wahre Not und nicht bloß Bettelei ans Licht. Der Fremdling muß nicht gleich tun, was wir sagen. Er ist nicht unsere Freizeitbeschäftigung und nicht das Material unserer christlichen Pflicht.

Erst nachdem eine atmosphärische Partnerschaft hergestellt war und wir gegenseitig Freude aneinander hatten, setzte unser systematisches Netzwerk der Hilfe ein. Wir gründeten den „Tee im Franziskaner“. Heute haben wir anderswo ein kleineres „Café Asyl“. Der Franziskaner ist das zentrale katholische Gemeindehaus in Gmünd, ein taubenschlagartiger Klosterbau. Hier trafen sich jeden Mittwochabend zeitweilig über 100 Bürger und Fremde zu einer Nachrichtenbörse, einer Aufwärmkantine, einem Spendenbasar. Wer sich sympathisch war, sprach sich an. Mißtrauische warfen nur einen kontrollierenden Blick herein, eine Schülerin verschenkte einen Kassettenrekorder, ein Rentner wurde seinen zweiten Staubsauger los. Im Franziskaner wurden Anwälte vermittelt, Ärzte empfohlen, Asylbewerber auf ihre Rechte und Pflichten aufmerksam gemacht. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nahmen an den Tischen Wünsche, Klagen, Daten, Lebensläufe auf. Was die ausländeramtlichen Computer nicht schafften, suchten wir wieder ans Licht zu bringen: Daß nämlich jeder Flüchtling zu seinem Namen und Vornamen, zu seinem Geburtstag und seiner Fallnummer wieder ein persönliches Profil erhielt. Was hatte Bassam in seinem Heimatland gearbeitet? Warum mußte Osama aus Syrien fliehen? Was war ein Yezide, ein Sunnit, ein Aramäer? Wir holten die Biographien und damit die Fähigkeiten und Erfahrungen der Menschen aus der Anonymität zurück. Eine wunderbare, mühselige zwischenmenschliche Kleinarbeit. Nach und nach setzten die Mitglieder des Arbeitskreises ihre bürgerlichen Rollen für die Flüchtlinge ein. Evangelische Mitarbeiter regten beim Evangelischen Kirchenbezirk die Gründung eines Rechtshilfefonds an. Daraus werden den Flüchtlingen Honorare für Rechtsanwälte ausgeliehen. Alle Vereinbarungen mit den Flüchtlingen machen wir vertraglich. Um der gegenseitigen Würde willen und damit man sich auch wieder gehen lassen kann, bieten wir nur Hilfe zur Selbsthilfe an. So erhält der Flüchtling für jede Mark, die er bei Krediten aus eigener Kraft zurückzahlt, eine Mark Nachlaß eingeräumt. Katholische Mitglieder schlugen die Brücke zur katholischen Kirche, die uns Feste und Zusammenkünfte bezahlte und Flüchtlinge einlud in Frauen- und



Männerkreise. Die methodistische Kirche übernahm eine Kleiderkammer. Parteimitglieder im Arbeitskreis übernahmen die Pressearbeit und bauten Informationsstände auf. Ein Mitglied hielt im Stadtrat den Schutzschild gegen Polemiken hoch. Andere spezialisierten sich auf bestimmte Volksgruppen unter den Flüchtlingen und Fluchthintergründe. Sie lasen sich ein wenig in die fremden Kulturen und Sprachen ein. Unerlässlich war der tägliche Telefonkontakt mit den Ordnungs-, Sozial- und Arbeitsämtern. Die ehrenamtliche Hilfe vor Ort muß sich mit der professionellen verknüpfen, damit keine Mehrfachbetreuung bzw. Unterversorgung einzelner Flüchtlinge entsteht. Einzelne Asylbewerber verstehen es, durch Sprachkenntnisse und Charme die Helfer so auf sich zu ziehen, daß der verschüchterte Flüchtling im Hintergrund erst bemerkt wird, wenn die Chancen verteilt worden sind. Der Arbeitskreis vor Ort ist vernetzt mit Bürgerinitiativen in anderen Städten über den Landesarbeitskreis Asyl. Die Helfer brauchen von auswärts Informationsmaterialien und sollten immer wieder zur Fortbildung auf Tagungen gehen. Man muß vor Ort wissen, nach welchen Quellen die Verwaltungsgerichte in Stuttgart Fluchtländer beurteilen, wie ein Antrag auf Familienzusammenführung gestellt wird und wie ein abgelehnter Flüchtling eine Aufenthaltsbefugnis erhält. Bei Abschiebewellen im Land muß man frühzeitig einen Wink erhalten und ob eigentlich Gelder dasein müßten für Sprachkurse, weiß man nur aus den Ausführungen zum Asylunterbringungsgesetz. Wenn die Verwaltung human bleiben will, ist sie auf Brückenköpfe zur Bürgerschaft angewiesen. In dem Maße, wie der Arbeitskreis die Akzeptanz der Asylanten in der Bürgerschaft vertrat, nützten auch die Verwaltungsbeamten ihre Ermessensspielräume für Sondergenehmigungen aus. Da durften unter unserer Verantwortung ausnahmsweise Reisen außerhalb der Aufenthaltszone unternommen werden, da nahm das Ausländeramt auf unsere Bitte hin den einen oder anderen Flüchtling von auswärts, auch wenn die Zuweisungszahl längst voll war, noch in die Gmünder Quote auf. Jahrelang vermittelten wir soziale Dienste in gemeinnützigen Einrichtungen. Junge Männer aus den Flüchtlingsreihen halfen in Alten- und Behindertenheimen, junge Frauen in Kindergärten und in Großküchen aus. Auch wenn sie dann nur 3,-DM pro Stunde zu ihrer Sozialhilfe hinzuerhielten, konnten sie sich den Deutschen doch als Kollegin und Kollege zeigen. Sie fielen nicht mehr zur Last, sondern wurden gebraucht. Dabei bedurfte es einer sorgfältigen Auswahl und Begleitung. Wenn ein Asylant eine Verfehlung begeht, sind es in den Augen der Bürger sofort alle Asylanten, die so etwas tun. Es ist nicht leicht, die Asylbewerber untereinander zur Solidarität zu führen. Die Diktaturen ihrer Heimatländer haben die Solidaritätsempfindungen zerschlagen und auf den langen Fluchtwegen setzt sich nur der Sich-durchdrückende durch. Heute haben wir im Sprecherrat der Gmünder Flüchtlingshilfe vier Ausländer und zwei Deutsche. Die wirksamste Hilfe ist dann geleistet, wenn der Flüchtling dem Flüchtling hilft. Aber dazu muß der Flüchtling erst jahrelang durch den äußeren und inneren Asylprozeß hindurch. Er muß erst einen gesicherten Rechtsstatus haben und psychisch die Nachfluchtfluchten bestehen.



Die Flucht geht nämlich im Fluchtland weiter. Die erste Flucht ist die Entwurzelung, die Vorflucht im eigenen Land. Die zweite ist die Flucht ins Gastland. Die dritte im Gastland die Flucht der Anpassung. Die vierte Flucht beginnt etwa im zweiten Exiljahr. Es ist die Flucht in die Selbstbemitleidung. Der Flüchtling baut sich Traum- und Nebelwelten auf. In einer fünften Phase flieht er, um im neuen Land dazuzugehören, in den Konsum. In einer weiteren Flucht verkauft er sich vielleicht in eine fragwürdige deutsche Heirat oder er findet wirklich seine neue Exilidentität. Dazu braucht er Bildung, Arbeit und Wohnung und vor allem den einheimischen Freund, der seine Anstrengungen lobt und mit ihm seine Fehlleistungen bespricht. Der deutsche Mitbürger ist für den Fremdling der Brückenbauer und die Klagemauer und vor allem der Familienersatz. Man kann Vater und Mutter nur verlassen, wenn man sie irgendwie wiederfinden darf. Oder man verliert an die Trauerarbeit seine ganze Kraft.

Das seelische Elend des Flüchtlings hält sich nicht an Bürostunden. Es überkommt im Lager am Abend, am Wochenende, wenn Caritas, Diakonie und Rotes Kreuz geschlossen sind. Dann muß es irgendeine Vertrauensperson in der Stadt geben, die der Flüchtling einfach anrufen kann. Der Flüchtling, dem die Hände gebunden sind, kann wie der Krüppel in der Synagoge den Sabbat nicht abwarten. Er kann sich auch nur selten beim Mitflüchtling entlasten. Gemeinsames Elend potenziert sich gegenseitig. Der Flüchtling erträgt den Flüchtling meist nicht, zumal der Landsmann, der zufällig mit ihm zusammenquartiert worden ist, in seiner Heimat himmelweit von ihm entfernt wäre. Der Flüchtling fühlt sich zu schnell vom Mitflüchtling durchschaut. Das Wahllos-Zusammengesteckt-Werden entnervt. Noch mehr als am Kulturschock leidet der Flüchtling in der Fremde am Familienverlust. Zuhause hat die Familie für ihn alle Entscheidungen getroffen. Jetzt ist er für eine Selbstverantwortung, die er nie gelernt hat, freigesetzt. Flüchtlingsfrauen wagen nicht zu gebären, wenn ihre Mutter und ihre Schwestern nicht am Wochenbett stehen. Flüchtlingsmänner meiden Vorstellungstermine in Fabriken, wenn kein Schwager mitgeht. Wie riskant in der Bundesrepublik das Ich in seinen Lebensentscheidungen auf sich selbst geworfen ist, haben wir erst recht im Zusammenleben mit Flüchtlingen erkannt. Flüchtlinge haben uns gezeigt, wie diktatorisch wir uns in der Leistungsgesellschaft von Geschäften und Terminen bestimmen lassen, während sie einfach aus Abmachungen aussteigen, wenn ihre Gefühlsbewegung es verlangt. Aber dazu muß man erst Flüchtlinge bei sich aufnehmen, um unsere eigenen Verhaltensmuster kritischer zu sehen. Wir haben jahrelang so weit als möglich Flüchtlinge aus den Sammelunterkünften heraus zum Mitwohnen in Privathäusern geholt. Wir haben entdeckt, daß wir eigentlich nicht unbedingt ein Bügelzimmer, einen Hobbyraum oder eine Sauna im Keller brauchen, in die für einen fremden Mitbewohner ein Bett hineingeht und ein Telefon. Allerdings mußten unsere quasiadoptierten neuen Brüder und Schwestern dann auch von uns lernen, wie teuer in Deutschland das Telefonieren, das heiße Wasser und wie wichtig die Vitamine in der Ernährung sind. Vor allem jugendliche Flüchtlinge brauchen Familien.



Der arme Lazarus ist sehr jung heute. Und er läßt sich nicht mehr wie noch vor zehn Jahren im Teufelskreis der Armut an die Schultafel zeichnen. Er ist jetzt vor der bundesdeutschen Haustür angelangt. Wir brauchen eine neue Internationale Elternautorität. Eltern über 1000 km entfernt müßten Eltern hier vertrauen dürfen, daß ihr Sohn als Hoffnungsträger bei uns eine Zeitlang aufgenommen wird, bis die Diktatur oder das Hungerelend in ihrem Land beseitigt sind. Zehntausende von deutschen Bauernfamilien haben auch vor 150 oder 200 Jahren ihre Hoffnungsträger in die Auswanderung an die Wolga oder an den Mississippi geschickt. Menschenströme sind in der Geschichte umkehrbar. Es müssen aber nicht immer intrafamiliäre Adoptionen, es können auch nur relative Bürgschaften sein. Es genügt manchmal einem Vermieter, wenn eine stadtbekannte Familie für einen Flüchtling eine Mietbürgschaft übernimmt. Flüchtlinge finden vielleicht doch Arbeitsplätze, wenn ein deutscher Anrufer für sie spricht. Ein Asylbewerber hat beim Bundesamt zur Asylentscheidung ein anderes Ansehen, wenn ein deutscher Begleiter mit zur Anhörung kommt. Wir müssen den Flüchtlingen nicht unser Leben geben, aber doch unsere Lebenserfahrung und unsere übrige Restenergie. Es macht kaum etwas mehr Freude, als einen Menschen, der auf dem Boden liegt, wieder aufstehen und aufleben zu sehen.

Natürlich gibt es auch Enttäuschungen, vor allem wenn der Helfer sich zwar nicht ein Bild vom dunklen, aber doch vom nur hellen „Asylanten“ gemacht hat. Wer Dank braucht, wird nicht verstehen, daß ihn Flüchtlinge auch kühl verlassen. Er hat aber dann auch nicht begriffen, daß Jesus gerade wegen seiner Wunden auf den Kreuzweg geriet. Nach sieben Jahren ist unser Gmünder Netzwerk im Zustand der Erschöpfung. Die Probleme der alten Flüchtlinge tauschen sich nur aus und die neuen Flüchtlinge erreichen wir nur schwer. Obwohl viele Flüchtlinge auch lautlos, und mit bewundernswerter Selbstbewahrung in die Stadt integriert, ihre Wege gehen. Es müßten jetzt andere Bürger an unsere Stelle treten, aber man kommt wohl in einer Stadt über 50 bis 100 Narren in Christo, die den Himmel offen sehen, nicht hinaus. Zumal das Parlament jetzt die Apathie der Bürger auch noch staatsoffiziell entschuldigt hat. Seit 1. Juli haben wir ein Sechs-Wochen-Beschleunigungsmodell für die Asylverfahren, das die meisten Flüchtlinge nur noch mehr ausgrenzt in unserem Land. Sie werden jetzt überall in den Bundesländern in sogenannte Bezirks-sammellager eingepfercht. Man hätte Lust darauf hinzuweisen, daß die Rückübersetzung des deutschen Wortes Sammellager ins Englische concentration-camp heißt. Zwei Drittel der Bezirksstellen werden a priori für sogenannte offensichtlich unbegründete Fälle freigehalten. Aus dieser Vorabschätzung wird ein Belegungs-sog entstehen. Die Einteilung als offensichtlich unbegründet wird de facto gar nicht anders als nach Länderlisten geschehen. Damit ist das Grundgesetz auf dem Verwaltungsweg bereits geändert. Das Recht auf Asyl ist kein reines Individualrecht mehr, sondern orientiert sich an einem Pauschalurteil über Albaner, Ghanaer, Kurden oder wen immer. Und wer einmal in einem Sammellager für offensichtlich unbegründete Fälle steckt, wird von dort nur schwerlich wieder herauskommen, es sei denn er



wäre reich und wendig genug und fände in kürzester Zeit hinter den Mauern hervor in einer fremden Stadt den besten Anwalt. Die einfachen, stummen, sensiblen Flüchtlinge, die wahrhaft Leidenden, werden untergehen. Unser ganzes Konzept des allmählichen partnerschaftlichen Aufeinanderzugehens und Voneinanderlernens wird durch diese beschleunigte Abfertigungsmaschinerie kaputt gemacht. In diesen neuen Gettos werden wir das einzelne scheue Individuum nicht mehr entdecken können in seinem unendlichen Wert. Bevor wir die Flüchtlinge zwischenmenschlich finden, werden sie bereits abgeschoben sein. Das deutsche Volk braucht nichts mehr mitzubekommen und zu lernen. Erstanhörung, Verwaltungsentscheidung, Widerspruchsverfahren, Beschlußzustellung, Ausweisungsvollzug, werden sich verdinglicht vollziehen in diesen Asyltechnikcamps. Das ist so ziemlich das Ende der Entwicklungshilfe an den Gefühlen der Deutschen. Es sei denn, die Medien, die Kirchen, die Gewerkschaften und andere mentalitätsbildende Institutionen halten diese Beschleunigungen de facto durch beständige Einmischungen auf. Die Flüchtlingshelfer und ihre Organisationen haben sich zwar immer für eine Verfahrensbeschleunigung ausgesprochen, aber niemals für den Anfang, sondern für die lange Mitte der Verfahrenszeit. Wenn Flüchtlinge ein Jahr warten mußten, bis ein gefälltes Urteil zugestellt wurde, weil es zu wenig Schreibkräfte gab, so war dies ein Skandal. Aber das ein Flüchtling sich nicht gleich in den ersten Tagen lebensentscheidend begründen kann, solange ihm der Fluchtschock noch die Zunge bindet, wußten wir auch. Zuerst muß der Flüchtling der ihm neuen Rechtsstaatlichkeit in unserem Land vertrauen können, denn weil Rechtsprechung immer Unrecht sprach, deshalb kam er doch in unser Land. Daß der überlebt, der die Wahrheit sagt, das geht dem fremdländischen Flüchtling erst nach einer gewissen Eingewöhnungszeit bei uns auf.

Außerdem ist das neue Asylbeschleunigungsgesetz gerade jetzt, wo es in Kraft tritt, im Volk bereits wieder atmosphärisch antiquiert. In den letzten Tagen und Wochen bahnt sich in der Einschätzung von Flüchtlingen ein Mentalitätsumschwung in der deutschen Bevölkerung an. Die Kriegsbilder von Sarajewo sind erschütternd. Noch nie lagen in den Fernsehsendungen aus einem Land, dessen Gastarbeiter uns seit Jahrzehnten vertraut sind, so viel unschuldige Frauen und Kinder in ihrem Blut. Könnten wir sie nicht wenigstens vorübergehend über die Grenzen lassen, bis daß der Krieg aufhört? kommt zunehmend als Stimmung auf. Bürgerfamilien in meiner Stadt, die sich sonst nicht so gern stellen, nehmen bereits ohne Rücksicht auf Visa, Sozialhilfezusage, Versicherungshaftung bosnische Flüchtlingsfamilien, die gesetzlich gesehen illegal hier sind, in ihre Häuser auf. Sie nehmen einfach an, daß Staat und Kirche sie schon nicht im Stich lassen werden. Zum ersten Mal ziehen, wenn ich es recht sehe, Teile der Bevölkerung in ihrem Weltgewissen den öffentlichen Institutionen voran. Jetzt könnten die Kirchen Anwalt der Mutigen werden. Jetzt könnten sie ihnen noch mehr zeigen, daß der Himmel über allen geöffnet ist. Ich warte auf die prophetische Stimme der Kirchen angesichts dieser neuen Flüchtlingswellen Tag für Tag.